

Christians Vermächtnis und Opfer

Autor(en): **Weiss, M.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **2 (1898)**

Heft 19

PDF erstellt am: **25.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-574851>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Weihnachten!

Christians Vermächtnis und Opfer.

Eine Weihnachtsgeschichte von Margar. Weiß.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

„Hör' ich das Mühlenrad gehen,
„Ich weiß nicht, was ich will;
„Am liebsten möcht' ich sterben,
„Dann wär's auf einmal still!“

Weihnacht! Das alte, liebe Wort, wie laut und froh ging es von Mund zu Mund. Jung und Alt, Reich und Arm, alles ruft sich „Fröhliche Weihnacht“ zu. Aber kalt, grimmig kalt senkte sich der Christabend auf das verschneite Weltall nieder zur Freude der großen und kleinen Schlittenfahrer; kamen doch zwei Feiertage, wo man dem lustigen Vergnügen nach Herzenslust fröhnen konnte.

Vor seinem Hause stand sinnend der Wirt zur Chohlermühle, ein kräftiger Mann mittlern Alters, auf dessen Antlitz ein männlicher, menschenfreundlicher Charakter sich abspiegelte. Ja, dieser allgemeinbeliebte Wirt hatte stets für jedermann zu rechter Zeit ein freundlich Wort.

Die Weihnachtsglocken begannen zu läuten, und auf ihren harmonischen Tonwellen schwamm der „Friede auf Erden“ über den stillen Zugersee hinüber und ver setzte den Gemütsmann in die richtige, wehmütig-behagliche Weihnachtsstimmung. Gestalten und Ereignisse aus nahen und fernen Tagen tauchten aus seinem Innern auf. Doch wurde er auf einmal in seinem Hinstarren gestört und seine Aufmerksamkeit wurde auf andere Dinge gelenkt. Von weitem her kam ein Schlitten gefahren, von dem her es klang:

„In einem kühlen Grunde,
„Da geht ein Mühlenrad zc.“

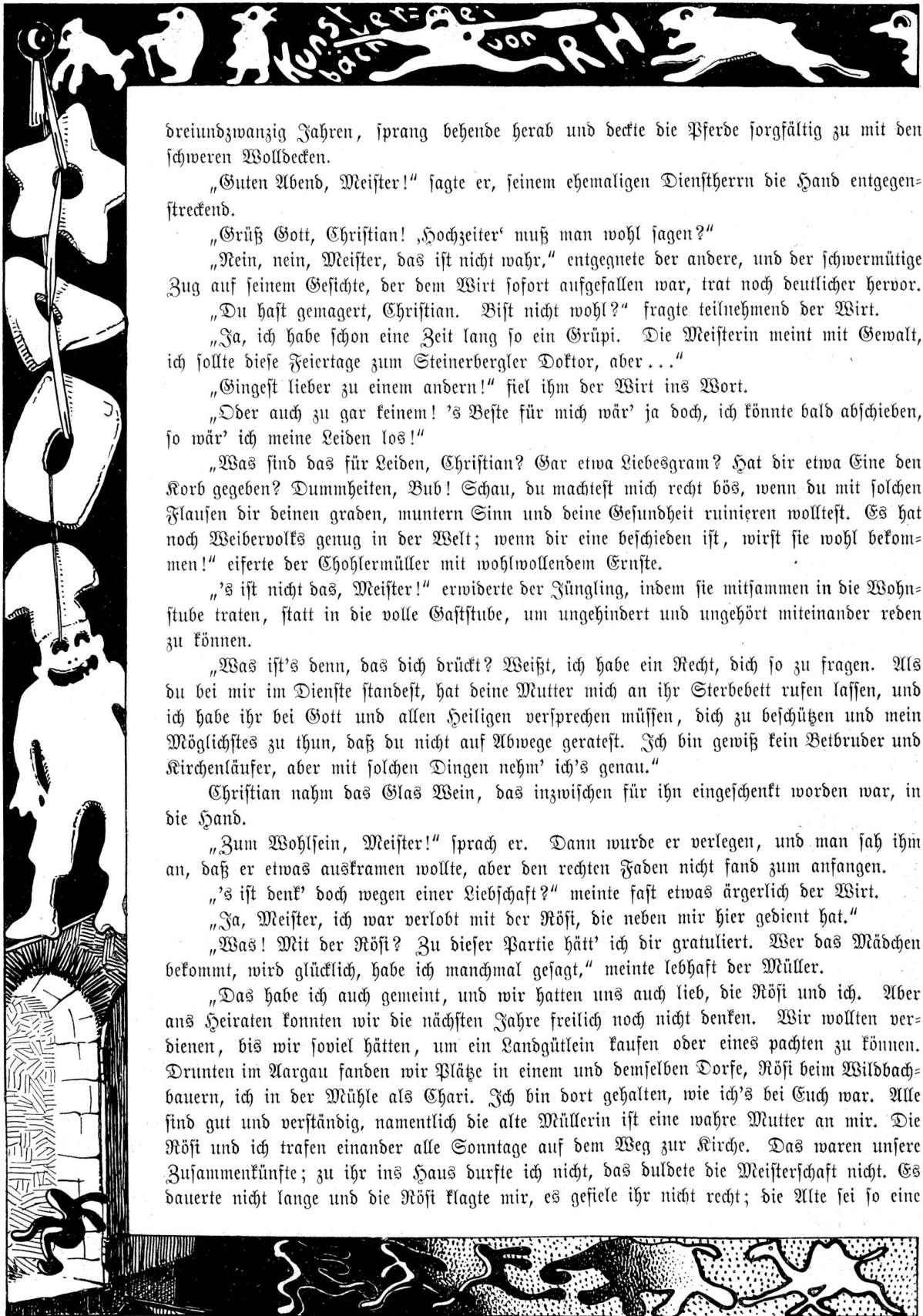
Der Sänger legte eine so ergreifende Wehmut in die schlichte Weise und es quoll der Sang so aus Herzensgrunde, daß der stille Lauscher, der zwar nicht viel von Musik verstehen wollte, glaubte, man habe es da mit einem Sangeskünstler von Gottes Gnaden zu thun. Zögernd, aber deutlich klang's herüber:

„... Am liebsten möcht' ich sterben,
„Dann wär's auf einmal still!“

Da war's auch wirklich auf einmal still; mit den letzten Tönen des Liedes waren auch die letzten Weihnachtsglockenklänge verhallt. Man hörte nur die himmelnden Schlittenglöcklein immer näher kommen. Der Wirt wollte um jeden Preis des Sängers ansichtig werden und hielt tapfer aus in der scharfen Bise. Wie staunte er und traute seinen zwei gesunden Augen kaum, als der Schlitten nahe kam. Auf den vollen Kornsäcken thronte, die Pferde lenkend, sein ehemaliger „Mühlehub“, der muntere Christian von damals. Der kam dem Chohlermüller gerade recht. Er hatte den treuen, fleißigen Burschen wie ein eigen Kind gehalten und nahm noch jetzt an dessen Schicksal regen Anteil. Vor kurzem hatte er vernommen, der kaum flügge Christian wolle schon heiraten.

„Wenn er mir nur bald einmal in die Finger liefe!“ dachte er, „denn wenn ich merkte, daß der unerfahrene Bursche ins Pech hinein tappte, ich wollte ihm das Heiraten austreiben! Wär' schade um den Burschen!“

Jetzt hielt der Schlitten vor ihm an, und Christian, ein kräftiger junger Mann von



dreiundzwanzig Jahren, sprang behende herab und deckte die Pferde sorgfältig zu mit den schweren Wolldecken.

„Guten Abend, Meister!“ sagte er, seinem ehemaligen Dienstherrn die Hand entgegenstreckend.

„Grüß Gott, Christian! ‚Hochzeiter‘ muß man wohl sagen?“

„Nein, nein, Meister, das ist nicht wahr.“ entgegnete der andere, und der schwermütige Zug auf seinem Gesichte, der dem Wirt sofort aufgefallen war, trat noch deutlicher hervor.

„Du hast gemagert, Christian. Bist nicht wohl?“ fragte teilnehmend der Wirt.

„Ja, ich habe schon eine Zeit lang so ein Grüpi. Die Meisterin meint mit Gewalt, ich sollte diese Feiertage zum Steinerbergler Doktor, aber . . .“

„Gingest lieber zu einem andern!“ fiel ihm der Wirt ins Wort.

„Oder auch zu gar keinem! ‚s Beste für mich wär‘ ja doch, ich könnte bald abschieben, so wär‘ ich meine Leiden los!“

„Was sind das für Leiden, Christian? Gar etwa Liebesgram? Hat dir etwa Eine den Korb gegeben? Dummheiten, Bub! Schau, du machtest mich recht böß, wenn du mit solchen Klausen dir deinen graden, muntern Sinn und deine Gesundheit ruinieren wolltest. Es hat noch Weibervolks genug in der Welt; wenn dir eine beschieden ist, wirst sie wohl bekommen!“ eiferte der Chohlermüller mit wohlwollendem Ernste.

„s ist nicht das, Meister!“ erwiderte der Jüngling, indem sie mitsammen in die Wohnstube traten, statt in die volle Gaststube, um ungehindert und ungehört miteinander reden zu können.

„Was ist’s denn, das dich drückt? Weißt, ich habe ein Recht, dich so zu fragen. Als du bei mir im Dienste standest, hat deine Mutter mich an ihr Sterbebett rufen lassen, und ich habe ihr bei Gott und allen Heiligen versprechen müssen, dich zu beschützen und mein Möglichstes zu thun, daß du nicht auf Abwege geratest. Ich bin gewiß kein Betbruder und Kirchenläufer, aber mit solchen Dingen nehm‘ ich’s genau.“

Christian nahm das Glas Wein, das inzwischen für ihn eingeschenkt worden war, in die Hand.

„Zum Wohlsein, Meister!“ sprach er. Dann wurde er verlegen, und man sah ihm an, daß er etwas austramen wollte, aber den rechten Faden nicht fand zum anfangen.

„s ist den! doch wegen einer Liebchaft?“ meinte fast etwas ärgerlich der Wirt.

„Ja, Meister, ich war verlobt mit der Kößi, die neben mir hier gebient hat.“

„Was! Mit der Kößi? Zu dieser Partie hätt‘ ich dir gratuliert. Wer das Mädchen bekommt, wird glücklich, habe ich manchmal gesagt,“ meinte lebhaft der Müller.

„Das habe ich auch gemeint, und wir hatten uns auch lieb, die Kößi und ich. Aber ans Heiraten konnten wir die nächsten Jahre freilich noch nicht denken. Wir wollten verdienen, bis wir soviel hätten, um ein Landgütlein kaufen oder eines pachten zu können. Drunten im Aargau fanden wir Plätze in einem und demselben Dorfe, Kößi beim Wildbachbauern, ich in der Mühle als Chari. Ich bin dort gehalten, wie ich’s bei Euch war. Alle sind gut und verständig, namentlich die alte Müllerin ist eine wahre Mutter an mir. Die Kößi und ich trafen einander alle Sonntage auf dem Weg zur Kirche. Das waren unsere Zusammenkünfte; zu ihr ins Haus durfte ich nicht, das duldete die Meisterschaft nicht. Es dauerte nicht lange und die Kößi klagte mir, es gefiele ihr nicht recht; die Alte sei so eine



böse Drucke. „Mußt Geduld haben,“ sagte ich. „Das immerwährende Wechseln seh' ich nicht gern; die Bagabunden ziehen von einem Ort zum andern.“ Damit hatte ich den Kübel umgeworfen. Die Kösi machte den Kopf und zwei Sonntage lief sie wie 's Bißwetter an mir vorüber und schritt stolz neben ihrem jungen Meister her. Am Nachmittag wollte ich hinüber und ihr sagen, sie solle mir verzeihen, denn ich hätte es nicht so gemeint, wie sie mir's auszulegen schiene. Wie ich eben aus dem Hause treten wollte, erhielt ich einen Brief von Kösi: sie müsse ihr Wort zurücknehmen, sie heirate jetzt ihren jungen Meister. Es werde mir wohl nicht recht sein, aber ich sei selber schuld, warum hätte ich gewollt, daß sie in diesem Hause bliebe. Nachher stellte es sich heraus, daß die Kösi dort unglücklich geworden war und heiraten mußte. Der Wildbachbauer aber ist ein Schurke durch und durch. Kösi, die bald darauf seine Frau wurde, ist namenlos unglücklich. Schaffen muß sie, wie ein Vieh, und thät's noch gerne, wenn sie nur nicht in steter Furcht und Angst leben mußte, er schlage sie, wenn er abends im Rausch heimkommt. Und wenn sie dann der Mißhandlungen wegen fast nicht arbeiten kann, so schlägt er sie wieder. Die arme, arme Kösi! Und ich bin schuld daran!“

So redete Christian und seine Stimme zitterte und es wollten fast Thränen im matten Auge erscheinen.

„Nein, du bist nicht schuld und brauchst dir der Sache wegen das Leben nicht sauer zu machen. Wenn sich die Kösi so benommen, wie du sagst, so war es mit ihrer Liebe nicht weit her; denn wär' sie dir treu und wahr zugethan gewesen, so hätte sie nicht so lang den Kopf gesetzt, und zehn Wildbachbauern wären nicht imstande gewesen, ihr an der Ehre zu schaden!“ sprach der freundliche Wirt zur Chohlermühle und that sein Möglichstes, dem Burschen den Kopf zurecht zu setzen und ihm die schwermütigen Gedanken auszutreiben. Umsonst.

„Du bist krank, Christian, und mußt zum Arzt, aber nicht zu einem Quacksalber.“

„Das will ich thun, morgen schon. Aber ich traue mir schlecht. Meines Meisters Mutter läßt sich's nicht nehmen, daß bald eins aus dem Hause sterbe; denn die Hauswurz sei abgestanden, und das sei ein sicheres Zeichen. Und die letzte Nacht hat der Hund so erbärmlich geheult!“

„Weil er gefroren hat, der arme Kerl!“ lachte der Müller. „Und da meinst du, du sollst es ihm nachthun mit Heulen?“

Christian blickte beschämt zu Boden. Im Eifer hatte er vergessen, daß man dem Chohlermüller nicht mit solchen Albernheiten kommen müsse, wenn man nicht ausgelacht werden wolle. Da traf er Anstalten zum Weiterfahren.

„Der hinterfinnet sich noch,“ dachte der Wirt bei sich, als Christian weggefahren war und gleich darauf wieder das Lied vom Mühleirad ergreifend in die Nacht hinaus sang.

*
*
*

Fast zur selben Stunde saß im schwach erleuchteten Zimmer ein abgehärmtes, junges Weib. Es war die unglückliche Wildbachbäuerin. Reichliche Thränen rannen über ihre eingefallenen Wangen herab, wie sie deren schon so viele geweint hatte. Aber heute galten sie nicht der gewöhnlichen Ursache, nicht den Schlägen, die sie erhalten, nicht der Drohung des wütend aus dem Hause stürmenden Mannes: „er schlage sie bei seiner Rückkunft zu Tode.“ All das war heute Nebensache. Ihr thränenvolles Auge haftete auf der leeren





Wiege neben ihrem Bette, die vorgestern noch ein Wesen geborgen, das instande gewesen, mit einem einzigen Laute aus seinem kleinen Munde, mit einem einzigen Blicke seiner schwarzen Augen den in Wut aufbrennenden Wildbachbauer zu besänftigen.

In dieser Wiege hatte es schlummernd gelegen, wenn es, in warme Tücher gewickelt, am heißen Ofen gestanden. „Denn solche kleinen Dinger könne man nicht warm genug halten,“ belehrte die ängstlich besorgte Großmutter die unerfahrene Kösi. Da kam eine Person ins Haus und berichtete, man sei jetzt anderer Ansicht. Auch die Neugeborenen müßten sich bald an die frische Luft gewöhnen; man sollte sie alle Tage ins Freie bringen, auch im Winter.

Die Großmutter knüpfte kurz ab: „Aus dem wird nichts! Unser Kleiner kommt nicht aus dem Hause, bis es Sommer ist! Sagen die Döcker, was sie wollen; sie können mir lange kommen mit ihrem neumodischen Zeug! Wie gelehrter, wie verkehrter!“ So polterte sie.

Die Kösi dachte freilich anders über die Sache; aber zu sagen hatte sie nichts im Hause. „Wenn sie Meister wäre,“ meinte sie bei sich, „so trüge sie das Publi auch zuweilen hinaus an die Sonne.“ Denn der Spätherbst war so außerordentlich sonnig und mild, und die Schulmeisterin ging ja mit dem ihren auch alle Tage ins Freie, und das war doch noch ein paar Tage jünger als unser Bubi. Ja, sie wusch es gar mit kaltem Wasser! Und wie staunte die Kösi, als sie des Schulmeisters Jüngstes kürzlich einmal zu Gesichte bekam! Wie viel kräftiger und lebhafter war es, wie viel frischfarbiger, gesunder sah es aus, als ihr verwärmtes, verzärteltes Publi! Das schrieb sich die junge Bäuerin hinter die Ohren, und als am nächsten Sonntag ihre Schwiegermutter zur Kirche und der Mann ins Wirtshaus gegangen waren, nahm sie den Säugling aus dem Bettchen, und hinaus ging's in die sonnige Dezemberluft.

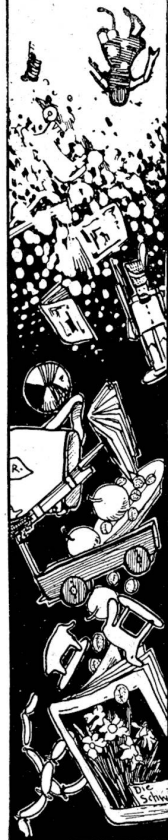
Da kamen nun aus aller Nachbarn Häuser die Weiber gelaufen, als hätten sie noch nie ein Kind gesehen. Da hob die das Tüchlein hoch, drückte jene das Decklein auseinander, um das Meerwunder anzustaunen.

„Poß tausend! ist das ein hübscher Bub! Wie gleicht er dem Vater! O, das thut ihm jetzt gut, so an der frischen Luft!“ Und so weiter. Voll mütterlichen Stolzes über die Reden ließ sich die junge Frau über Gebühr aufhalten, bis das Kind vor Unbehagen zu schreien anfing. Die Sonne war schon weggegangen und es war recht kühl beim Nachhausegehen. Kaum wieder am warmen Ofen, begann das Kind zu husten und sich zu erbrechen, und die gefährlichen Gichter stellten sich ein. Der herbeigerufene Arzt zuckte die Achseln. Und als die Alte über die junge Mutter zu schimpfen und zu wettern anfing, daß sie den Kleinen ins Freie gebracht, die Kösi sich aber unter Thränen auf die Schulmeisterin und ihren drallen Jungen berief, da sagte der Arzt:

„Freilich ist frische Luft dem Gedeihen selbst des zartesten Kindes von großem Vorteil. Aber in Beziehung auf die Dauer sind die Leute manchmal recht unverständlich. Bei dem sonnigen Wetter von gestern hätte dem sonst gesunden Jungen ein viertelstündiger Aufenthalt an windgeschützter Stelle gewiß nichts geschadet.“

Zwei Tage nachher steckten die Weiber am Dorfbrunnen bedeutungsvoll die Köpfe zusammen.

„Denkt auch! des Wildbauern Kind will sterben, und die Jung' sei selber schuld. Er thue, wie nicht geschieht, und habe sie wieder geschlagen!“ flüsterte die Eine der Andern ins Ohr.





Winterfrieden.

Photographie von F. Moegle, Tünn.

„Was Ihr nicht sagt! Ist doch merkwürdig: Leuten, die 's so gut vermöchten, denen sterben die Kinder weg, wie die Fliegen; aber armen Leuten, die schon ein Dutzend in der Stube haben, nimmt der liebe Gott gewiß keins vom Tisch!“

Bei Krankheitsfällen in reicher Leute Häusern zeigen sich aber die gleichen Leute ganz anders, viel dienstfertiger und teilnehmender, als sie 's gegenüber armen Leuten sind. Dort hat alles Zeit zu Nachtwachen und jeder andern Dienstleistung; hier thut es den Meisten leid, daß sie selbst nicht recht aufeinander sind oder dringender Geschäfte wegen nicht kommen können.

Im Wildbauernhof mußte die Tagelöhnersfrau, die dort zur Miete war, auch stundenlang warten, bis der Mann von der Arbeit kam und ihr ein mageres Stüpplein kochte, wenn schon sie meinte, sie könne es vor Schwäche und Elend nicht aushalten, während die Weiber des halben Dorfes droben bei der reichen Bäuerin saßen und sie in der Pflege des Kindes unterstützen wollten. Und wenn die Mutter all den Rat schlägen dieser Weiber hätte folgen und die Mittel alle anwenden wollen, die in ganz gleichen Fällen geholfen, sie hätte die Apotheken im Umkreis von zehn Stunden leerkaufen müssen.

Aber gegen den Tod ist eben kein Kraut gewachsen. Als drei Tage vor Weihnachten das milde Wetter plötzlich umgeschlagen hatte, eine Masse Schnee gefallen und eine eisige Kälte eingetreten war, erwachte der kleine Wildbachhof-Stammhalter nicht mehr aus dem sanften Schlummer, der vor einigen Stunden eingetreten war. So lange die Leiche im Hause lag, war der Wildbachbauer verschlossen und in sich gekehrt. Er gab der Kösti weder gute, noch böse Worte, obwohl seine Mutter, die das Kind am meisten oder doch am lautesten bejaunerte, ihn fortwährend stiefelte und darauf hinwies, daß die Kösti dessen Tod verschuldet. Er that, als höre er sie nicht; allein seine Umgebung hatte das Gefühl, als stünde man vor einer geladenen Kanone. Erst als der frische Grabeshügel sich über dem Kleinen gewölbt, da fuhr der Bauer über sein junges Weib her, wie ein Tiger und mißhandelte es, wie noch nie. Das End' vom Liede war, daß er wie toll aus dem Hause stürmte, der Scheune zu. Dort stand ein Roß, von dem männiglich sagte, daß es mit seinen Manieren zum Wildbachbauern paßte, daß besser nichts nützte. Kein Mensch, außer dem Bauer, vermöchte es zu führen und zu leiten, so wild und böseartig wär' der Gaul. Den spannte der Rasende vor den Schlitten, warf sich mit einem gotteslästerlichen Fluche hinein, und wie das wilde Heer raste das Gefährt zum Dorfe hinaus.

Die Waschfrau, die am Brunnen die Kinderwäsche schwenkte, sah ihn davonzufahren. An allen Gliedern zitternd, kam sie in die Stube, wo Kösti wie ein verschrecktes Wild in einer Ecke kauerte.

„Am 's Himmels heiligen Gottes Willen, Frau, was habt Ihr für einen Mann! Mir ist, so wahr ich da stehe, der Waschzuber aus den Händen gefallen vor Schreck, als ich ihn soeben davonjagen sah! Es gibt gewiß ein Unglück! O, Frau, ich bin gewiß nicht für's Scheiden wegen einem jeden Dreckli, ich hasse nüt so auf der Welt; aber einem solchen Meerfalsch lief' ich doch davon, der Herrgott soll mich strafen!“

Kösti gab keine Antwort und setzte allen Versuchen der geschwätzigen Person, ein Gespräch anzuknüpfen, beharrliches Schweigen entgegen, so daß jene enttäuscht den Rückzug antrat. Kösti war froh, wieder allein zu sein. Freilich hatte sie auch schon an eine Trennung, an die Einleitung eines Scheidungsprozesses gedacht. Aber seit den letzten Tagen

war sie anders gesonnen. Als sie ihr unschuldiges Kind so furchtbar leiden, sich in gräßlichen Krämpfen winden sah, und eine alte Frömmlerin ihr auf ihre Frage: „Warum, warum muß das unschuldige Geschöpflein so entsetzlich leiden?“ geantwortet hatte: „Wegen den Sünden seiner Eltern!“ da wurde sie nachdenklich. Die Betschwester aber fuhr salbungsvoll fort:

„Habt's ja nicht ungern! Ich sag's ja nicht Euertwegen! Gott b'hüet is! Es haben alle Menschen Fehler; aber es steht geschrieben, daß die Sünden der Väter gerächt werden bis ins vierte Glied, und der Kapuziner hat's ja jüngst auch gepredigt.“

„Aber“, warf in nagemem Zweifel die heimgesuchte Kösi ein, „wo ist denn die unendliche Liebe und Güte Gottes?“

„Uns Himmels willen, Frau, so dürft Ihr nicht fragen! Solchen Dingen dürfen wir nicht nachstudieren und gar zweifeln; wir verstehen das nicht!“ entgegnete verweisenden Tones die Alte.

„So wird's halt eben so sein, wie Ihr sagt,“ meinte das junge Weiblein kleinlaut und wurde still und nachdenklich. Es flehte zum Himmel, daß er sich des Kindes erbarme, das ja nichts verschuldet. Nie mehr wolle es klagen, nie mehr an eine gewaltsame Trennung vom Manne denken, wenn nur ihr Kind Ruhe habe drüben über dem Grabe!

* * *

Christian war wieder allein mit seinem Gefährt unter dem sternenhellen Weihnachtshimmel. So viel der flimmernden Himmelslichter glaubte er noch nie gesehen zu haben am Firmamente. Wie ein ungeheuer großer Weihnachtsbaum breitete sich das Gewölbe aus mitten über dem einsamen Fuhrmann.

„Ja, dort oben muß es schön sein!“ dachte er. „Wenn das Absteigen der Hauswurz mir gelten sollte? Ich kehrte mich nicht daran.“

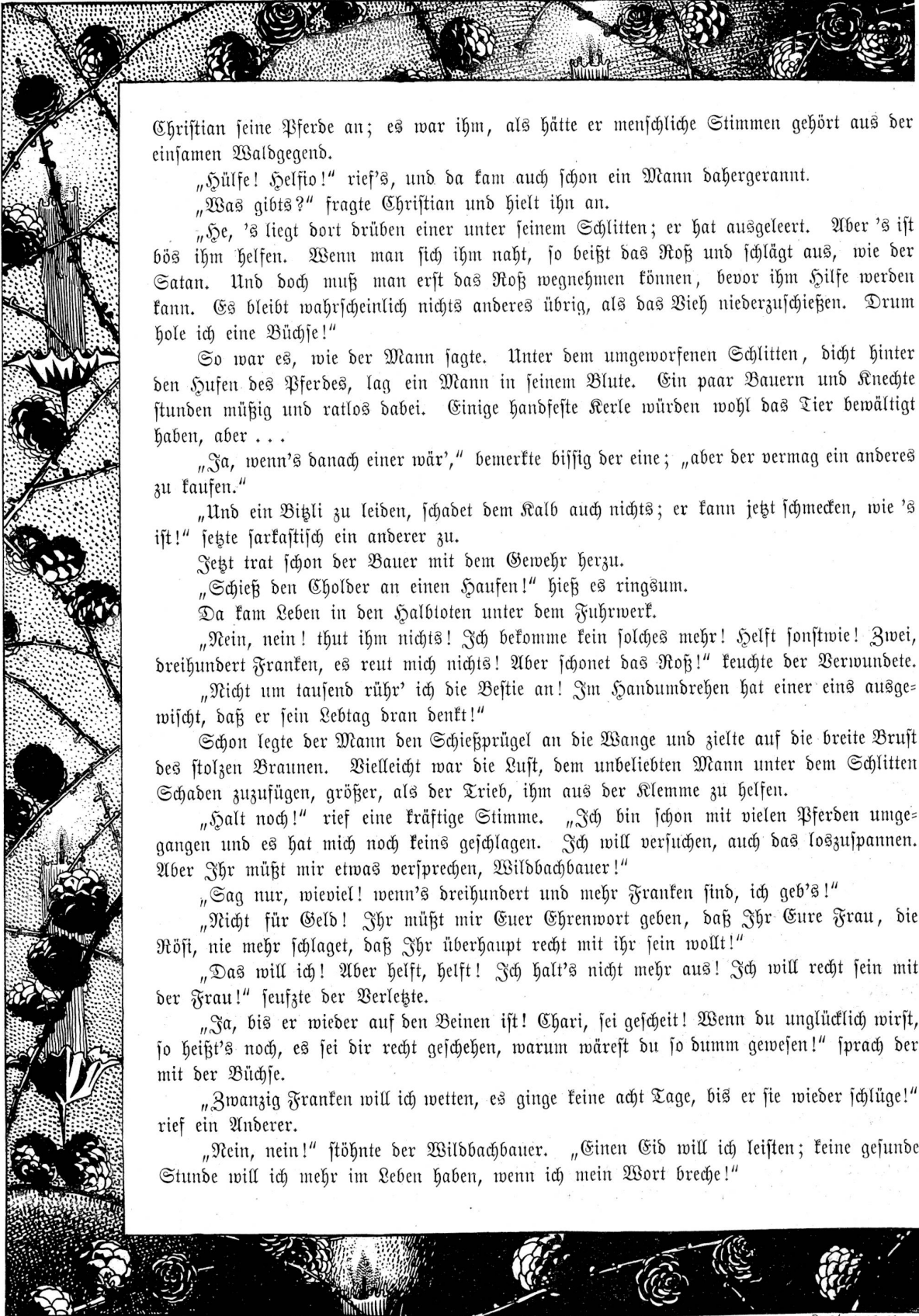
Außerhalb der Chohlermühle steht eine Pappel mit einer Boten tafel, die ein Mann aus Cham der Sage nach habe anbringen lassen in Folge eines Gelübdes, das er auf jener Stelle that, als ihm eine Schar Wiesel ans Leben gewollt. Als Bub war Christian nie ohne Schaudern dort vorübergegangen. Und wenn Kösi bei ihm war, so mahnte sie ihn, ein Vater unser zu beten.

„Ja, sie ist ein braves, frommes Mädchen gewesen. Warum mußte sie grad dem Wildbachhund in die Klauen kommen?“

Jetzt tauchten hellerleuchtete Häuser vor ihm auf; er fuhr durch den Flecken Cham. Ein schwacher Ton jubelnder Kinderstimmen drang leise aus allen Häusern. Ach, auch für ihn und Kösi war Weihnacht einstmals die Zeit größter Freude und Wonne gewesen. Sie waren Schulgepanen, beide arm. Aber ihre armseligen Christgeschenke verursachten ihnen doch weit mehr Glück, als die reichen Gaben den Herrenkindern, die das ganze Jahr jeden Wunsch augenblicklich erfüllt sehen, während in den Hütten der Armen nach Monaten der Entbehrung und unerfüllten Hoffens eine Handvoll vergoldeter Nüsse und ein leberzähes Lebküchlein Paradiesesfreuden erzeugen.

Nun saß die Kösi wie eine geknickte Blume im Trauerhause und beweinte ihr erstes Kindchen; das ist der herbste Schmerz, den eine junge Mutter treffen kann. Er fuhr so lebensmüde die Sinsersstraße entlang. Schon nahte er dem Heerenwald. Nöthlich hielt





Christian seine Pferde an; es war ihm, als hätte er menschliche Stimmen gehört aus der einsamen Waldgegend.

„Hülfe! Helfio!“ rief's, und da kam auch schon ein Mann dahergerannt.

„Was gibts?“ fragte Christian und hielt ihn an.

„Se, 's liegt dort drüben einer unter seinem Schlitten; er hat ausgeleert. Aber 's ist böß ihm helfen. Wenn man sich ihm naht, so beißt das Roß und schlägt aus, wie der Satan. Und doch muß man erst das Roß wegnehmen können, bevor ihm Hilfe werden kann. Es bleibt wahrscheinlich nichts anderes übrig, als das Vieh niederzuschießen. Drum hole ich eine Büchse!“

So war es, wie der Mann sagte. Unter dem umgeworfenen Schlitten, dicht hinter den Hufen des Pferdes, lag ein Mann in seinem Blute. Ein paar Bauern und Knechte stunden müßig und ratlos dabei. Einige handfeste Kerle würden wohl das Tier bewältigt haben, aber . . .

„Ja, wenn's danach einer wär“, bemerkte bissig der eine; „aber der vermag ein anderes zu kaufen.“

„Und ein Bizli zu leiden, schadet dem Kalb auch nichts; er kann jetzt schmecken, wie 's ist!“ setzte sarkastisch ein anderer zu.

Jetzt trat schon der Bauer mit dem Gewehr herzu.

„Schieß den Cholder an einen Haufen!“ hieß es ringsum.

Da kam Leben in den Halbtoten unter dem Fuhrwerk.

„Nein, nein! thut ihm nichts! Ich bekomme kein solches mehr! Helft sonstwie! Zwei, dreihundert Franken, es reut mich nichts! Aber schonet das Roß!“ keuchte der Verwundete.

„Nicht um tausend rühr' ich die Bestie an! Im Handumdrehen hat einer eins ausgewischt, daß er sein Lebtag dran denkt!“

Schon legte der Mann den Schießprügel an die Wange und zielte auf die breite Brust des stolzen Braunen. Vielleicht war die Lust, dem unbeliebten Mann unter dem Schlitten Schaden zuzufügen, größer, als der Trieb, ihm aus der Klemme zu helfen.

„Halt noch!“ rief eine kräftige Stimme. „Ich bin schon mit vielen Pferden umgegangen und es hat mich noch keins geschlagen. Ich will versuchen, auch das loszuspannen. Aber Ihr müßt mir etwas versprechen, Wildbachbauer!“

„Sag mir, wieviel! wenn's dreihundert und mehr Franken sind, ich geb's!“

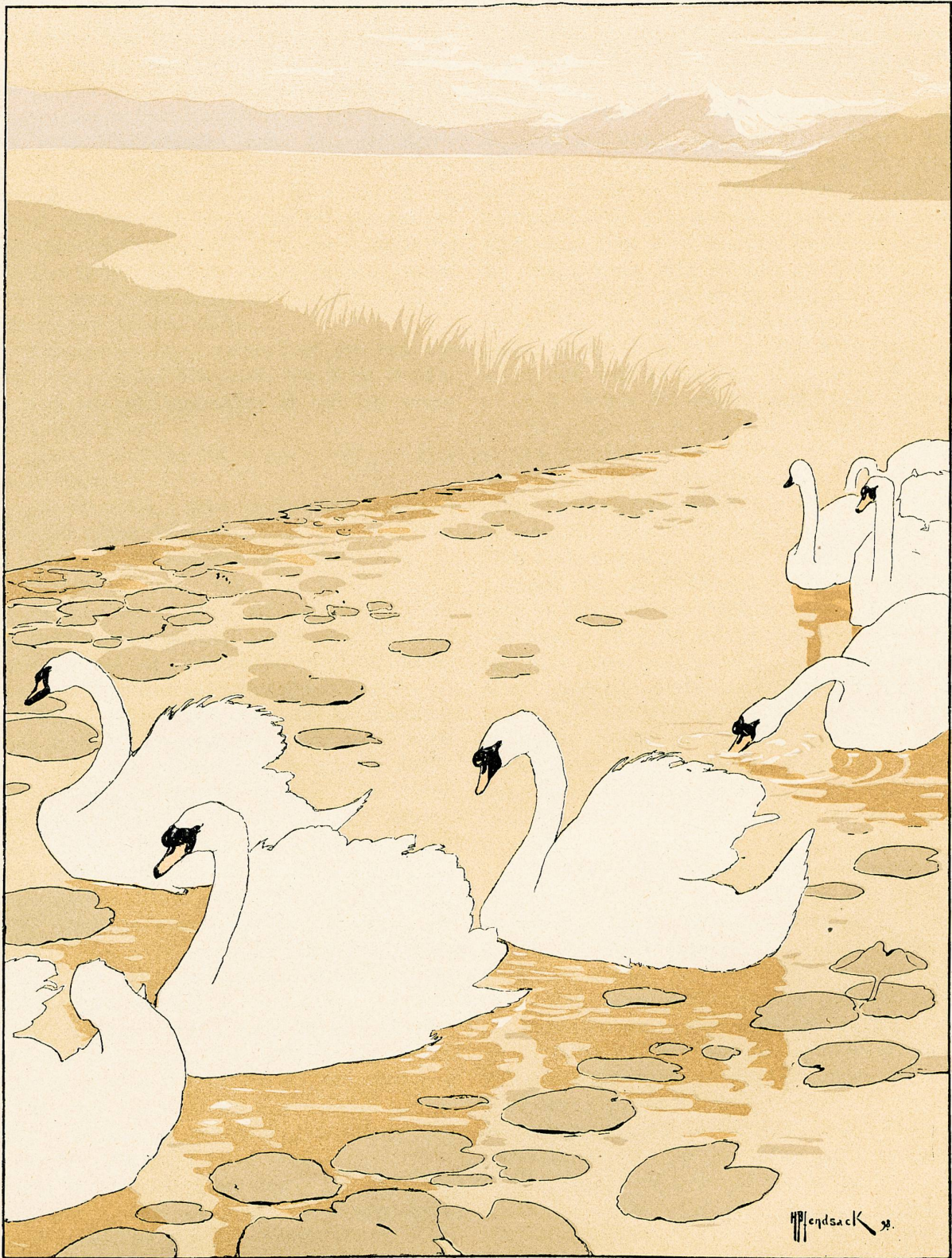
„Nicht für Geld! Ihr müßt mir Euer Ehrenwort geben, daß Ihr Eure Frau, die Rösi, nie mehr schlaget, daß Ihr überhaupt recht mit ihr sein wollt!“

„Das will ich! Aber helfst, helft! Ich halt's nicht mehr aus! Ich will recht sein mit der Frau!“ seufzte der Verletzte.

„Ja, bis er wieder auf den Beinen ist! Chari, sei gescheit! Wenn du unglücklich wirst, so heißt's noch, es sei dir recht geschehen, warum wärest du so dumm gewesen!“ sprach der mit der Büchse.

„Zwanzig Franken will ich wetten, es ginge keine acht Tage, bis er sie wieder schlägt!“ rief ein Anderer.

„Nein, nein!“ stöhnte der Wildbachbauer. „Einen Eid will ich leisten; keine gesunde Stunde will ich mehr im Leben haben, wenn ich mein Wort breche!“



H. Pfendsack 98.

Vornehme Gesellschaft.

Originalzeichnung von Hugo Pfendsack (Pruntrut), Paris.

Christian hatte ihn jedoch nicht mehr angehört, sondern sich mit freundlichen Worten dem Pferde genähert, das in seine übertretenen Zugstricke und in das dem Führer entfallene Leitseil verwickelt, erst recht ungeduldig und verschüchtert geworden war. Aber der Karrer tätschelte ihm liebevoll den Hals und schnitt mit dem bereit gehaltenen Taschenmesser rasch die Stricke und Riemen entzwei. Das Pferd war frei und gab das durch ein helles Wiehern kund. Wie aber Christian sich nach dem Leitseil bückte, um es aufzuheben — wupp! hatte er einen Hufschlag seitlings am Kopfe, daß er besinnungslos zur Erde stürzte.

Man legte ihm Schnee auf den Kopf, aber es dauerte lange, bis er zu sich selber kam. Da meinte er bald: „'s ist mir jetzt schon besser; ich will jetzt machen und heim!“

„Ja — glaubst du, daß es geht? Soll nicht einer mit dir kommen?“

„Ist nicht nötig,“ sagte Christian und ging etwas schwankend seinem Schlitten zu.

„Aber 's ist dir doch noch schwindlig?“

„'s macht nüd!“

„Ja nun also! Komm gut nach Hause! Aber hör noch: morgen sollst du hinüber zum Wildbachbauern; er will sich dir erkenntlich zeigen; er ist jetzt drüben im Wirtshaus mit seinem Satansgaul!“ —

Christian fuhr wieder weiter auf der Landstraße mitten durch die Waldeinsamkeit. Es wurde immer kälter; unter den Hufen der Pferde und den Schlittkuchen knirschte und krachte der Schnee. Wie Riesenzuckerfiguren starrten die schneebehangenen, reißüberzogenen Büsche, Bäume und Tannen in die frostklare, totenstille Winternacht hinaus. Christian saß still auf seinem Schlitten, den Blick starr nach den Sternen gerichtet, deren ihm immer mehr und mehr sich zu entzünden schienen. Und wenn auch sein Leib vor Kälte schlotterte, die Zähne klappernd aufeinander schlugen; in seinem Herzen war es warm und wohligh. Im Geiste war er bei der Köstlichkeit und hörte die Worte des Dankes, daß sich jetzt ihr traurig Los durch ihn zum Bessern gewendet. Von jetzt ab hatte sie's gut, die reichste Frau im Ort! Jetzt brauchte er sich keine Vorwürfe mehr zu machen, als hätte er sie ins Unglück gebracht; sein rauhes Wort von dazumal war geföhnt.

Fast hätte er wieder singen mögen: „In einem kühlen Grunde“; allein wie er den Mund dazu öffnete, da wollten die Töne nicht aus der Kehle heraus. Dazu überkam ihn plötzlich eine Schwäche und Müdigkeit; er mußte das Haupt etwas ablegen auf die Säcke, es ging nicht anders. Aber in Gedanken folgte er doch den Worten des schwermütigen Liedes. Wie er zur letzten Strophe kam, . . . „ich möcht' am liebsten sterben“ —

da schraf er innerlich heftig zusammen! Wie oft hatte er gerade diese Worte so ernst, so verlangend gesungen! Wenn es jetzt Ernst gälte? — — —

Daheim in der Mühle hatte man längst den sonst so pünktlichen Chari zurückerwartet. Besonders die Kinder fragten immer ungeduldiger nach Christian, hatte er doch goldene Nüsse, Zugerlebkuchen und andern Christbaumschmuck heimzubringen versprochen. Als aber Christian zu lange ausblieb, wurde die Christbaumfeier auf morgen Abend verschoben, und die Kinder gingen enttäuscht zu Bette, während die Erwachsenen sich anschliefen, die Christmesse zu besuchen. Niemand blieb zu Hause, als die Großmutter, die, als die andern fort waren, erst recht an Christian dachte und über sein langes Ausbleiben sich allerlei Vorstellungen machte. Der Junge war ihr so recht lieb, weil er sie immer an ihren Jüngsten erinnerte, der auch Christian geheißt und auch so still und brav gewesen war. Da starb er leider in jungen Jahren dahin. Die alte Müllerin war froh, daß alle ausgerückt; denn so konnte sie dem Christian, der ja doch jeden Augenblick eintreffen mußte, ein Omelettli baden, ein Leckerbissen, den sonst die Dienboten auf dem Lande nur dem Namen und dem Geruche nach kennen. Ihr Sohn und die Schwiegertochter würden schöne Augen gemacht haben, wenn sie's gemerkt hätten! Rächelnd wackelte das wohlwollende Mutterki in die Küche, die Eier aufzuklopfen und Feuer anzumachen. Es war ihr, als thäte sie's für ihren verstorbenen Liebling. Dem hatte sie auch manches gute Mädeli verstoßen gekocht, als er nicht mehr alles vertragen konnte, was auf den Tisch kam. Wenn aber der Vater dazu gekommen, so hatte er sie deswegen ausgeschimpft.

„Der Bub ist nur greubfräßig, und du hilfst ihm noch!“

„Hat's halt nicht besser verstanden!“ murmelte die Großmutter. „Und unverständige Leute in ähnlichen Dingen ein bißchen hinters Licht zu führen, ist doch gewiß keine Sünde! Nein, gewiß nicht!“ entschuldigte sie sich selbst, indem ihr Eisenpatel in dem großbauchigen Buttertopf eine merkbare Lücke entstehen ließ.

„Wird sich der Christian freuen, wenn er jetzt dann halberfrozen heimkommt, an dem heißen Kaffee und der goldbraunen, herrlich duftenden Omelette! — Er ist überhaupt nicht zweg, der Christian. Ich will doch gerne sehen, ob er mir nicht zum Doktor muß!“ murmelte die Alte bei ihren Hantierungen vor sich hin.

Da kam ihr die abgestandene Hauswurz in Sinn. Aber nach menschlichem Ermessen galt die Mahnung doch gewiß eher ihr, der siebzehnjährigen Frau, als dem jungen, kräftigen Burschen. Und sie lebte doch selber noch so gerne!

Die Omelette war fertig und herrlich geraten. Die gute Alte vergaß darüber ihre Grabgedanken.

„Wenn er jetzt nur kommt! So ein Giertätsch muß frisch genossen werden, wenn er ganz delikatsch schmecken soll!“

Sie öffnete das Fenster: „He, Gott Lob und Dank! Da ist er ja!“ Vor der Scheune stand ja der Schlitten, und die Pferde scharren ungeduldig, sich nach Wärme und Futter sehnd. Voll kindischer Freude schloß die Großmutter das Fenster und stellte die Mahlzeit auf den Tisch. Dann schaute sie auf die Uhr. „Gott Lob und Dank!“ rief sie wieder, die „Kirchgänger kommen eineswegs noch nicht heim; er kann den Schmaus noch in aller Gemütlichkeit verzehren!“

Mit seligem Wohlwollen wollte sie ihm dabei zuschauen, wie sie vor zwanzig Jahren ihrem Christian zugeschaut, wenn sie ihm heimlich ein Stückchen weichen, frischen Kalbfleisches statt des harten Rauchfleisches, oder ein weichgesottenes Ei statt der schweren Kartoffelstücke zugesteckt hatte. Der Vater hatte immer gemeint, eigentlich krank sei der Junge nicht, bis er das Bett nicht mehr verlassen konnte und —

Eine große Thräne rollte der Großmutter über die furchigen Wangen herunter.

„Aber warum kommt er denn nicht?“ fragte sie sich, die Thräne mit der Schürze abwischend. „Er könnte längst die Pferde eingestellt und ausgeschirrt haben.“

Sie trat zum Fenster und sah, daß die Pferde immer noch auf dem gleichen Fleck stunden. Nachbar Weit, dem die Sache ebenfalls aufgefallen war, trat eben aus seinem Hause dem Schlitten entgegen.

„Schläfst, Christian, daß du nicht absteigst? Bist mir ein heiterer Mühlefarrer du! Ist gut, daß die Pferde den Weg allein finden!“ rief lachend der Nachbar.

„Christian!“ rief er lauter. „Hörst denn nichts?“

Der lag unbeweglich auf seinen Säcken. Da leuchtete ihm der Nachbar mit der Laterne ins Gesicht:

„Gott und alle Heiligen!“ rief er der Großmutter hinüber, „er ist tot!“

* * *

So war es. An einer Gehirnblutung, die ihm der Hufschlag des Pferdes verursachte, ist der gute Christian auf der Heimfahrt sanft hinübergeschlummert.

Am folgenden Tage sahen die Dorfbewohner mit nicht geringem Erstaunen den Wilbbachbauer mit seiner Frau im besten Einvernehmen die Straße daherkommen und in der Mühle einkehren. Er trug den rechten Arm in der Schlinge.

„Wir möchten gerne den Christian noch einmal sehen!“ sprach er zu der sie empfangenden Hausfrau. Sie geleitete das Paar hinauf in die altmöbliche Kammer, wo Christian auf dem einfachen, aber sauberen Totenbette lag. Sein bleiches Gesicht trug den Ausdruck des Bewußtseins, eine gute That vollbracht zu haben. Zu seinen Häupten hing ein großer, schöner Immortellenkranz, den soeben der freundliche Wirt von der Chohlermühle gesandt.

Das Ehepaar vom Wilbbachhof stand lange sprachlos da und schaute gerührt auf den stillen und doch so laut zu ihnen redenden Toten hin. Da nahm der Mann das Wort:

„Was ich ihm gestern versprochen, das werde ich halten mein Leben lang! Nie mehr werde ich im Zorne die Hand gegen dich erheben, Rösi, bitte, glaub' es mir!“

Da schaute sie voll unsäglicher Dankbarkeit von dem teuren Toten auf zu dem Lebenden, legte ihr Haupt an seine Brust und weinte.

Der Wilbbachbauer hat sein Wort gehalten wie ein Mann.

Märchen.

Nunter dem siebenfarbigen Bogen,
Der sich von Himmel zu Himmel spannt,
Kommt ein weißer Zelter gezogen
In das abendleuchtende Land.

Trägt ein Mädchen in losen Haaren,
Das in die goldene Weite schaut,
Bunt umstäubt von falternden Scharen
Durch das blühende Haidekraut.

So siehst du einmal in all deinen Tagen
Lächeln von ferne die herrlichste Frau;
Aber dein Köpfelein steht unbeschlagen,
Und deine Sporen sind rostig und rauh.

Eh du gesattelt und eh du gerüstet,
Liegen die Wege voll Nebel und Neid —
Wen nach dem Lager der Liebsten gelüftet,
Ritter, muß reiten bei rechter Zeit!

Viktor Hardung.

